

Verlag Bibliothek der Provinz

Thomas Obruča

AHMIĆI

Die acht Tage des 13jährigen Adnan

Thomas Obruča

AHMIĆI

Die acht Tage des 13jährigen Adnan

herausgegeben von Richard Pils

lektoriert von Dr. Erika Sieder

ISBN 978-3-99126-078-3

© Verlag Bibliothek der Provinz A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Haberghofdesign Anja C. Reifner

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH 

ZukunftsFonds
der Republik Österreich

Inhalt

Träume und Ideen kann man nicht zerstören.
Nicht verbrennen.
Nicht töten.

Vorwort	7
AHMIĆI – Adnan April 1993	9
Die Nacht	10
Der Morgen	23
Unbestimmte Tage	45
Zukunft	101
Rückkehr	105
Ermittlungen	112
Nachwort	113
Danksagung	114
ICTY – Internationaler Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien	115
Das Massaker	117
Die Verfahren	119
Einigung über Schuldbekennnis	120
Vertuschungsaktionen	121
Die Urteile	124
Abkürzungen	136
Stichwortverzeichnis	137
Biografie	
Thomas Obruča	142
Adnan Zec	143

Vorwort

Ein Dreizehnjähriger, noch unvorbereitet auf das Leben der Erwachsenen, dessen Familie als täglicher Mittelpunkt sein Ein und Alles ist, wird plötzlich und mit unfassbarer Wucht aus seinem vertrauten Umfeld gerissen. Unmittelbar und persönlich konfrontiert mit der Brutalität des Konfliktes, tief traumatisiert, gelingt es ihm, sich in der Einsamkeit des Verstecks seinen Lebenswillen zu erhalten und sich nicht aufzugeben.

Acht Tage lang.
Acht Tage, die sein Leben prägen.

Die Tragödie, die sich in diesem Dorf im 20. Jahrhundert ereignete, spiegelt in ihrem Mikrokosmos die viel weiter reichenden Spannungen, tiefer liegende Konflikte und den Hass, die seit 1991 das ehemalige Jugoslawien geplagt und so viel Leid und Blutvergießen verursacht haben. Menschen, die verschiedenen ethnischen Gruppen angehörten, die gutnachbarschaftliche Beziehungen pflegten, die friedlich nebeneinander lebten und die unterschiedlichen religiösen Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche des anderen respektierten, verwandelten sich innerhalb weniger Monate zu Feinden. Die nationalistische Propaganda schürte und zündelte und brachte allmählich einen Wandel in der Wahrnehmung und Selbstidentifikation der Angehörigen der verschiedenen ethnischen Gruppen. Nach und nach wurden die »Anderen«, d. h. die Mitglieder anderer ethnischer Gruppen, die ursprünglich nur als »verschiedenartig« gesehen wurden, als »fremd« und dann als »Feind« wahrgenommen; als potentielle Bedrohung für die Identität und den Wohlstand der eigenen Gruppe. Das freundliche nachbarschaftliche Zusammenleben wurde zu Verfolgung und versuchter Vernichtung dieser »Anderen«.¹

¹ Auszug aus der Zusammenfassung der Urteilsbegründung im Verfahren Prosecutor vs. Kupreskic et al., 14. Jänner 2000.

AHMIĆI – Adnan
April 1993

Die emotional aufwühlende Geschichte hat mich auch nach Beendigung meiner Tätigkeit als internationaler Sonderermittler in Bosnien nach dem Krieg, der dem Zerfall Jugoslawiens folgt, nicht losgelassen und über Jahre hinweg beschäftigt. Nach Rücksprache mit dem jungen Mann von heute habe ich beschlossen, seine Geschichte zu erzählen. Es sind die Erlebnisse eines Dreizehnjährigen, der den Krieg und ein Massaker durchlebt.

Die Erlebnisse sind für den Schreiber wie für den Leser kaum zu ertragen.

Der Bub ist Zeuge der Ermordung seiner Eltern und seiner Schwester. Selbst schwer verwundet und völlig auf sich allein gestellt, steht er vor der Entscheidung aufzugeben oder zu überleben. Es ist kein Albtraum, sondern Zeugnis einer grausamen Realität. Das Einzelschicksal eines Kindes in einem heute als beigelegt betrachteten Konflikt lässt sich auf tausende andere Kinder und Menschen dieser Welt übertragen. Immer noch. Immer und immer wieder, wie es heute Syrien, Afghanistan und die Ukraine zeigen. Somit ist diese Erzählung relevant und wichtig für die Gesellschaft, denn Vergangenheit kann sich wiederholen. Und zwar dann, wenn man seine eigene Geschichte vergisst.

Es sind die Worte seines Vaters, »Wenn wir Geld verdienen, dann können wir uns unsere Träume erfüllen, unser eigenes Geschäft haben und dir ein Haus bauen«, und die darin enthaltene, lebensfrohe und stolze Überzeugung, die Adnan sich in den acht Tagen immer wieder ins Gedächtnis ruft. Nur die Worte seines Vaters sind es, die ihm – trotz seiner schweren Verletzungen und trotz der drohenden Gefahr – die Kraft geben, die Hoffnung nicht zu verlieren, nicht zu verzagen und nicht aufzugeben.

Vater

Die Tage sind schön mit Dir
Und jeder ist ein Abenteuer zugleich.
Du hast so viele Ideen und Geschichten für mich,
Die mich prägen und formen.
Du bist mein Vorbild und mein Held,
Du, mein Vater!

Die Nacht April 1993

»Wenn der Imam zum Abendgebet ruft, bist du zu Hause und keine Sekunde später!«

Die Worte meiner Mutter gehen mir durch den Kopf. Auch heute sind sie wieder so eindringlich gewesen, als ich am Nachmittag unser Haus zum Spielen verließ. Früher war das kein Thema mit dem frühen Nachhausekommen. Wie schon in den letzten Monaten ist Mutter überfürsorglich und ängstlich zugleich. Es besteht kein Zweifel, unsere Eltern wollen uns vor etwas beschützen. Meine zwei Schwestern und mich. Wer oder was das ist, weiß ich nicht. Wenn ich danach frage, ist die Antwort immer dieselbe:

»Es ist nichts, mach dir keine Sorgen!«

Doch es muss etwas Furchtbares sein. So beunruhigend, dass es unsere Eltern irgendwie verändert hat. Geradeso, dass ich manchmal glaube, andere Menschen vor mir zu sehen. Menschen, die ich so sehr liebe und verehere, aber die ich nicht wiedererkenne. Angst ist Mutter seit Wochen ins Gesicht geschrieben.

Für mich ist das schwer zu fassen, und daher zeichne ich mir in meinen Gedanken Bilder, was das wohl alles sein könnte. Aber ich merke, dass dies meine eigene Angst nur vergrößert. Jedes Geräusch lässt mich erschauern. Nun ist es da, es holt uns! Wer oder was auch immer! Ich spüre das Grauen. Es kommt näher. Es kreist uns ein. Unsichtbar spannt es sein Netz um uns. Für keinen sichtbar, und dennoch glaubt man, es greifen zu können. Es ist etwas Böses, für das ich in meinem Kopf kein Muster finde. Ich liege im Bett und meine Gedanken kreisen um den morgigen Tag.

*Hoffentlich kommen morgen wieder mehr Freunde zum Spielen.
Komisch, heute war keines der kroatischen Kinder in der Schule.*

Da, mein Herz rast wieder, ich kann es regelrecht hören. Dieselben Gedanken kommen immer wieder. Wie schon so oft in den letzten

Tagen. Was hätte ich dafür gegeben, bei meinen Schwestern schlafen zu können, um nicht alleine zu sein. Um damit diese Bilder verdrängen zu können. Jene Bilder, welche in meinem Kopf herumschwirren, und die ich einfach nicht verstehen kann.

Schlaflos wälze ich mich von einer Seite zur anderen. Irgendetwas stimmt nicht. Ich empfinde die Dunkelheit und Nacht anders, seitdem ich weiß, dass da etwas ist. Eine Bedrohung. Die Finsternis fühlt sich auf einmal so kühl an, als ob jemand kalten Hauch auf einen bläst. Wie im Winter beim Spielen draußen. Unsichtbar für andere, mit dem Blick auf mich gerichtet, stelle ich mir etwas vor, das langsam auf mich zugeht. In der Finsternis scheint alles lebendig. Die Bäume. Ihre Schatten nehmen Formen an, manchmal sind es Gesichter, die mich bedrohlich ansehen. Früher war das nicht so. »Die Anderen« scheinen unser Geschehen und Handeln, unseren Alltag zu bestimmen. Nicht direkt, aber sie nehmen Besitz vom Geist und von den Gedanken der Bewohner. Sie geben seit Wochen den Takt an und führen uns, als seien wir Marionetten. Zumindest ist das so bei den Erwachsenen in unserem Dorf. Und wir Kinder wissen nicht, wohin mit diesen Eindrücken. Können sie nicht verarbeiten. Wie auch. Wir kennen diese Art von Angst nicht. Wir sind alle in Geborgenheit und Fürsorge aufgewachsen. Ein schönes Dorfleben für uns Kinder, ohne Schranken und Probleme.

Ich hätte Mutter nicht erzählen dürfen, dass die kroatischen Kinder heute nicht in die Schule gekommen sind.

Das hat sie den ganzen Tag lang beschäftigt, und sie war wie ausgewechselt. Aber eigentlich hat mich ihr Verhalten nicht überrascht, denn das hat sich schon vor einigen Monaten geändert. Nämlich als die Firma meines Vaters bombardiert wurde, und er seine Arbeit verloren hat. Seitdem ist sie ängstlich, leicht zu erschrecken und übervorsichtig. Das kleinste Geräusch lässt sie zusammenzucken. Tagsüber ist es nicht so schlimm. Aber sobald die Abenddämmerung hereinbricht, wird sie von einem Angstgefühl erfasst, welches sie nicht mehr loslässt. Sie ist dann so anders in ihrem Gehabe, ohne jedoch von ihrer Fürsorglichkeit uns Kindern gegenüber et-

was zu verlieren. Im Gegenteil, die hat sich von Tag zu Tag noch gesteigert. So, dass es uns manchmal schon zu viel wird. Aber alles andere an ihr ist nicht wie sonst. Unsere Mutter. Sie ist ein anderer Mensch geworden.

Vater war ganz ruhig, als er am Abend nach Hause gekommen ist. Ein gutes Zeichen. Er scheint die Ängste meiner Mutter nicht zu teilen. Auch nicht, als sie ihm von der Schule erzählt hat. Doch trotz seiner Ruhe wirkt er dieses Mal noch bedrückter und hilfloser als in den letzten Monaten, seitdem die Männer ihre Runden drehen. Er geht jetzt schon seit einigen Monaten nicht mehr zur Arbeit. Früher war er unter der Woche in der Fabrik und am Wochenende zu Hause. Dann hat er meistens den Nachbarn geholfen. »Wir müssen Geld verdienen«, hat er mir immer wieder erklärt, wenn wir die freien Sonntage für uns hatten. »Dann können wir uns unsere Träume erfüllen. Unser eigenes Geschäft haben. Und dir ein Haus bauen«, hat er voll Stolz gesagt.

Aber auch damit ist es nun vorbei. Er ist rund um die Uhr zu Hause, außer wenn er mit den Männern abends und in der Nacht die Runden macht. Dabei sind sie bewaffnet, jeder der Männer hat ein Gewehr. Mein Vater besitzt eigentlich gar keines, aber wenn sie die Runden machen, haben sie Gewehre bei sich. Obwohl ich erst 13 Jahre alt bin, merke ich, dass bei uns im Dorf etwas nicht stimmt. Vielleicht ist ja sogar schon etwas passiert. Und damit es nicht noch einmal passiert, gehen die Männer auf nächtliche Streife. Mit Waffen.

Es kann gar nicht anders sein.

Ich male mir insgeheim die fürchterlichsten Dinge aus. Ich bin mir sicher, meine Eltern wissen etwas, aber sie sagen es uns Kindern nicht. Um uns keine Angst zu machen. Und somit ist für mich wieder alles im Lot, meine Gedanken daran lösen sich auf.

Alles ist gut! Aber vieles ist komisch geworden. Irgendwie anders. Im Dorf. In der Schule. Auf der Fußballwiese. Einfach überall.

Und das ist nicht nur mir aufgefallen. Auch meinen Freunden. Obwohl viele von ihnen nicht mehr zu mir kommen.

Es wird sicher mit »den Anderen« zusammenhängen, dass sie von ihren Eltern aus nicht mehr kommen dürfen.

Ich bin müde. In meinem Geist verändert sich das Geschehen des Tages im Minutentakt, und deshalb finde ich trotz der Müdigkeit keinen Schlaf. Meine Gedanken reisen wieder zurück zum heutigen Schultag.

Die Kinder vom Nachbarort sind nicht in die Schule gekommen.

Normalerweise fahren wir gemeinsam im Bus. Auch in meiner Klasse haben sie alle gefehlt. Und am Nachmittag sind dann Igor und Sladjana vom Nachbarhaus gegenüber im Auto weggefahren. Sie hatten beide ihre großen Rucksäcke bei sich, als ob sie verreisen würden. Eine Stunde später ist ihr Vater wieder zurückgekehrt. Ohne die beiden.

Seltsam. Es sind doch keine Ferien, und am Montag ist wieder Schule.

Da macht sich wieder dieses komische Gefühl im Bauch bemerkbar, genauso wie ich es immer vor Prüfungen bekomme. Oder wenn ich etwas Falsches gemacht habe und auf die Reaktion meines Vaters warte. Es ist schwer zu beschreiben. Es fühlt sich an, als ob sich alles zusammenzieht und zu kribbeln beginnt. Furcht und Übelkeit steigen in mir auf. Warum informieren uns die Nachbarn nicht, wenn sie etwas über »die Anderen« wissen. Dann hätten wir auch wegfahren können. So wie es Mutter von Vater einfordert. Hinauf ins obere Dorf, zu meiner Großmutter. Meine Eltern wollen nicht weg von hier, und so gibt es schon ein wenig Sicherheit, in die obere Hälfte des Dorfes gehen zu können.

Im Dorf kennt jeder jeden und jeder hilft den Nachbarn. Jeder beobachtet jeden. Und jeder weiß alles über die Dorfbewohner.

Normalerweise. Doch seit ein paar Wochen scheinen sich diese Regeln aufzulösen. Kein Tratsch der Frauen vor dem Geschäft, kein Schwatz der Männer auf der Straße. Vereinzelt stehen Gruppen von Männern beieinander. Dann aber nur separat. Nicht so wie früher, wo alle beisammengestanden sind. Die Hauptstraße durch das Dorf ist zu einer unüberwindlichen Grenze geworden.

Ich starre auf die Wand gegenüber. Die Wanduhr tickt leise, und ich sehe das kleine rote Licht des Fernsehers. Mein Zimmer im ersten Stock ist eigentlich unsere Küche. Ich schlafe auf dem Sitzsofa. Mein eigenes Zimmer. Meine beiden Schwestern müssen sich eines teilen. Ich kneife die Augen zusammen und blicke auf die Uhr. Obwohl es draußen stockdunkel ist, spiegelt sich etwas im Fenster, so dass das Ziffernblatt ein wenig erhellt wird. Genug, um die Uhrzeit zu erkennen. Es ist schon 22 Uhr.

Du musst jetzt schlafen. Morgen wartet wieder ein Tag auf dich, zum Spielen mit den Freunden. Es ist Wochenende, keine Schule.

Die unzähligen Gedanken lassen mich aber einfach nicht zur Ruhe kommen. Ich versuche mich abzulenken. Mir einzureden, dass mein Vater weiß, was er tut. Er hat immer den richtigen Rat oder die richtige Antwort bei einem Problem. So auch jetzt. Da bin ich mir sicher!

Morgen ist Samstag, da muss ich nicht zur Schule.

Das Bauchkribbeln legt sich trotzdem nicht. Es ist beharrlich, genährt vom Ungewissen. Das Böse ist hier. Ich kann es spüren, mit seinem unsichtbaren, kühlen Atem. Jedoch nicht fassen und nicht sehen, um es zu verstehen. Endlich, meine Augenlider werden schwer.

Plötzlich werde ich aus dem Schlaf gerissen. Furchterregende und mit tiefer Angst versetzte Schreie meiner Eltern dringen an mein Ohr. Ich bin orientierungslos, weiß nicht, was gerade passiert. Ob-

wohl ich aus dem Schlaf gerissen wurde, kann ich meine Gedanken schnell fassen. Meine Blicke wandern zum Fenster, hinaus in den hinteren Garten. Ich sehe, dass es sehr hell ist. Zu hell für diese Tageszeit. Ich schaue auf die Küchenuhr. Es ist halb sechs. Es müsste eigentlich noch finster sein. Rund um mich scheint es Glasscherben zu regnen, so hört es sich jedenfalls an. Dieses mir wohlbekannte, kurze Klirren von zerbrechenden Fensterscheiben scheint nun ein konstantes Geräusch zu sein, begleitet von berstenden Dachziegeln und ihrem Knacken. Dieser unwirkliche und alles übertönende Lärm steigert sich von Sekunde zu Sekunde ins Unermessliche. Vermischt mit dem unüberhörbaren Weinen meiner Schwestern und dem Schreien meiner Mutter. Panik kriecht in mir hoch. Ich laufe zum Fenster und erschauere.

Die Häuser im Dorf stehen in Flammen. Es ist finster am Horizont, das Feuer in unserem Dorf macht die Nacht zum Tag. Die Schreie meiner Mutter hören nicht auf. Verzweiflung und Hilflosigkeit liegen in ihnen. Mein ganzer Körper beginnt zu zittern, und ich stehe wie angewurzelt da. Ich kann weder die Bilder vor mir einordnen noch ihre Bedeutung.

Was ist passiert? Ist es hier? Oder sie? »Die Anderen«.

Mein Vater reißt die Zimmertür auf und stürmt herein. »Schnell, wir müssen hinunter, unser Haus brennt.« Seine Stimme klingt so fremd. Ich starre ihn an, bringe aber kein Wort heraus. Das Gesicht meines Vaters, angstverzerrt und nicht wiederzuerkennen! Vater hat Tränen in den Augen. Meine Schwestern wimmern. Aus Angst und Verzweiflung. Aber mehr darüber, dass sie nicht wissen, was hier vor sich geht, dass sie das wiederkehrende, unheimliche Seufzen unserer Mutter, verbunden mit dem Hin- und Herschütteln ihres Kopfes, nicht einordnen können. Immer und immer wieder lässt sie ihren Kopf von einer Seite zur anderen fallen.

Aus einem der Zimmer lodern Flammen. Vom Dachbodenaufgang dringt Rauch, dicke große Schwaden schlängeln sich die Stie-

ge herunter. Das Feuer erhellt das Stiegenhaus und die Gesichter meiner Eltern.

Vater ist weiß wie die Wand. Seine Augen, weit aufgerissen, scheinen aus den Augenhöhlen hervorzutreten. Er spricht kein Wort. Das Gesicht meiner Mutter ist schwarzweiß. Ein Gemisch aus Ruß und Tränen, eine unwirkliche Zeichnung durch das Wegwischen der Tränen. Bei aller Schwere des Augenblickes ist sie darum bemüht, ihre Gefühle zu verbergen und uns Kinder nicht noch mehr zu verunsichern. Es ist alles so unwirklich. Von einer Sekunde auf die nächste steht das Leben Kopf. Ganz ohne Vorwarnung. Einfach so.

Mein Herz rast und scheint aus der Brust springen zu wollen. Das Blut pocht in meinen Schläfen, die Adern unter der Haut drohen zu platzen. Ich verharre wie erstarrt neben meiner Zimmertür. Die Zeit steht still. Für uns zumindest. Nicht jedoch für das Feuer. Es breitet sich rasend schnell aus. Die gelben Feuerzungen stoßen schon gierig aus den Räumen auf den Gang heraus. Es wird immer heißer und unerträglicher.

»Wir müssen hinunter, wir können hier nicht bleiben«, ertönt laut die Stimme meines Vaters.

Schnell sammeln wir einige Kleidungsstücke aus den Zimmern und hasten die Treppe hinunter ins Erdgeschoß. Wir schlüpfen rechts von der Treppe hinter den Vorhang unter den Stiegenaufgang. Zuerst wir Kinder und dann meine Eltern.

»Babo, was ist passiert, warum brennt unser Haus, warum brennt das ganze Dorf?« Meine Stimme überschlägt sich vor Aufregung und Angst, sodass ich zweimal ansetzen muss. Doch mein Vater sagt nichts. Zuviel läuft vermutlich in seinem Kopfe ab. Die pure Angst um seine Familie, aber auch um sein Leben ist ihm ins Gesicht geschrieben.

»Wir müssen uns hier verstecken, bleibt ruhig, wir kommen gleich. Wir sind hier sicher, wenn das Feuer nicht herunterkommt, und können das Haus verlassen, sobald es hell wird.« Er wendet sich meiner Mutter zu und umfasst mit beiden Händen ihren Kopf.

»Meine Liebe, ich weiß, ich hätte auf dich hören sollen. Es tut mir so leid, dass ich das nicht getan habe. Aber vertrau mir, wir kommen hier raus und dann brechen wir auf, in Sicherheit. So wie du es wolltest.«

Ein tiefes Seufzen meiner Mutter durchbricht die kurze Stille. »Vertrau mir, meine Liebe!« Meine Mutter sagt kein einziges Wort, sondern blickt nur teilnahmslos in das Gesicht meines Vaters. Es ist nur ihr tiefes Schluchzen zu hören.

Was geht wohl im Kopf meiner Mutter vor? Ihre Befürchtungen der letzten Monate haben sich alle bewahrheitet. Sie hatte Recht.

Wir kauern zusammengepfercht unter dem Aufgang, und einer nach dem anderen schlüpft in seine Kleidung. Mein Vater zündet eine Kerze an, welche wir hier für den Notfall verwahren. Das schwache Licht erhellt das dunkle Versteck ein wenig und erlaubt, die Umriss der Gesichter zu erkennen. Für den Moment scheinen sich alle etwas beruhigt zu haben. Doch der Eindruck täuscht. Die Stille verstärkt die Anspannung, und meine Schwestern beginnen laut zu weinen.

»Wir können hier nicht bleiben«, sagt plötzlich meine Mutter mit klarer und ruhiger Stimme. »Wir müssen aus dem Haus und uns abseits der Häuser verstecken.« Dann springt sie aus ihrer Hockstellung auf und läuft auf die Treppe zu. »Wenn wir hier weggehen, brauchen wir unser Geld und den Schmuck«, ruft sie zurück, während sie den Aufgang hinaufhastet.

Mein Vater will sie zurückhalten, aber diese Reaktion ist für uns alle zu überraschend gekommen. Noch bevor er etwas unternehmen kann, hat sie schon die Hälfte der Treppe erklommen. Auf einmal ein ohrenbetäubender Knall und ein greller Schrei. Vater und ich stürzen aus unserem Versteck und sehen unsere Mutter am oberen Ende der Stiege stehen. Ein schrilles Zischen und ein weiterer lauter Knall erschüttern das Obergeschoß. Meine Mutter hastet herunter. Ihre Stimme überschlägt sich. Sämtliche Räume stehen in Flammen, und gerade wurde etwas durch ein Fenster geschleudert. Von draußen sind Schüsse zu hören. Unun-

terbrochene Salven, einmal kurz dann wieder länger. Begleitet von heftigen Explosionen. Ich nehme das erst jetzt wahr. Es ist nicht zu überhören. Sie werden immer lauter. Das sind Menschen, die da schießen. Menschen sind der Grund, warum meine Eltern und viele andere Nachbarn in den letzten Wochen so verstört waren. Aber nun ist mir klar, dies hier ist etwas Anderes. Etwas Unvorstellbares passiert. Hier geht es um unser Fortkommen. Um unser Überleben. Um unser Leben. Ich kann diese Gedanken nicht fassen, kann in dieser Situation aber niemanden fragen. Um Erklärungen. Um Antworten. Ich bin auf mich alleine gestellt, obwohl ich von meiner Familie umgeben bin. In der Schule haben wir gelernt, dass es immer wieder Kriege gibt. Dass sich Menschen erniedrigen und gegenseitig töten. Einfach so. Aber dies war immer so weit weg, zeitlich und räumlich. Ich habe mich hineinversetzt in die Geschichten, die der Lehrer erzählt oder die in den Büchern stehen. Mir sind Gedanken durch den Kopf gegangen, warum Menschen sich so etwas angetan haben. Ich habe mich damit beschäftigt. Aber diese Erzählungen waren immer so fern und unvorstellbar für mich.

Die Worte meines Vaters reißen mich aus meinen Gedanken. Das Feuer im Haus gewinnt an Kraft und droht es zum Einsturz zu bringen. Der Rauch wird dichter und auch der Vorhang schützt uns nicht länger. Der Geruch ist beißend und unerträglich.

»Wir müssen raus. Wir müssen weg von hier. Die Schüsse kommen von der Straße, deshalb müssen wir durch den Garten hinauf ins Dorf«, schreit Vater. »Erst einmal zu Zijad, und dann weiter hinauf.«

Wir warten zu und hoffen, dass die Schüsse weniger werden. Und leiser, denn dies würde heißen, dass sie sich von unserem Haus entfernen. Aber die Intensität lässt nicht nach, im Gegenteil. Die Salven der Gewehre werden immer lauter. Man braucht nicht zu sehen, um zu verstehen, dass es sich immer mehr auf unser Haus zubewegt. Mein Vater fasst mich mit beiden Händen an den Schultern und ich fühle seine Stirn an meiner.

»Wir schaffen das, Adnan. Ich bin stolz auf dich, mein Großer!«

»Babo, was ist hier los?«

»Alles wird gut!«

Der Schein der Kerze spiegelt sich in seinen Augen. Ich sehe das Zucken seiner Augenlider und bemerke ein kräftiges Schlucken. Nach einem kurzen Räuspern wendet er sich zu meiner Mutter und meinen Schwestern. Er nimmt alle drei in seine Arme und drückt sie ganz fest. Das ist für mich nicht neu, doch fühle ich in diesem Moment etwas Anderes, etwas sich Veränderndes. Ein Gefühl, als ob eine Schranke fällt, als ob ein Tor sich verschließt. Mein Vater öffnet die Eingangstür. Vor dem Haus ist es noch ruhig. Keine Zeichen von »den Anderen«. Wer immer das auch ist. Ich weiß es nicht. Sie wollen uns nichts Gutes. Warum auch immer, sie haben es auf unser Dorf abgesehen. Auf unser Haus. Auf unsere Familie. Das Böse hat uns erreicht.

»Wir treffen uns bei Zijads Haus!«

Die Worte meines Vaters gehen mir durch den Kopf. Er weiß, was zu tun ist. Er ist immer für Mutter und uns Kinder da. Immer dann, wenn es eng wird, wenn wir gestritten haben, oder irgendwie alles nicht gepasst hat. Vater ist mein Vorbild. Mein Held. Er tut immer das Richtige.

Die Tür steht offen. Meine Mutter und meine kleine Schwester rennen als Erste los. Dann meine ältere Schwester, dann ich, und zum Schluss mein Vater. Unser Ziel ist das Haus von Zijad. So ist es abgesprochen. Da wir nicht wissen, ob jemand vor dem Haus oder in der Nähe ist, und auch niemanden sehen, laufen wir auf direktem Weg durch unseren Garten dorthin. Ich renne wie in Trance, das Nachbarhaus fest im Blick. Rundherum ist es hell durch die brennenden Häuser. Detonationen überall, ebenso Schüsse, gepaart mit Einschlägen in den Häusern. Unüberhörbar das Zerbersten von Glasscheiben und entfernte Schreie von Menschen. Ich renne am ersten Nachbarhaus vorbei Richtung Ziel, hinter mir höre ich Schüsse, welche neben mir einschlagen. Zum Schutz kauere ich mich neben

den Zaun und verschnaufe kurz. Ich schnappe nach Luft, höre mich selbst laut keuchen. In diesem Moment sehe ich meine Eltern mit meinen Schwestern bei unserer Scheune. Sie sind noch nicht weit gekommen, aufgehalten durch die Gefechte. Die Schüsse werden immer heftiger und lauter, weitere Projektile schlagen neben mir ein. Ich werfe mich zu Boden und warte kurz ab. Dann bewege ich mich langsam weiter, den Blick auf das Ziel gerichtet.

Plötzlich steht ein Mann vor mir. Sein Gesicht ist schwarz eingefärbt, in seiner Hand hält er eine Waffe. Er ist mit einer Militäruniform bekleidet und für mich wie aus dem Nichts aufgetaucht. Oder ich habe ihn einfach übersehen in meiner Fixierung von Zijads Haus. Neben dem bewaffneten Mann liegt ein Toter. Es ist mein Nachbar.

Was ist hier los? Warum werden hier Menschen getötet?

Wie angewurzelt starre ich auf den regungslosen Körper meines Nachbarn. Ich kann meinen Blick nicht abwenden. Ich habe noch nie zuvor einen toten Menschen gesehen.

»Kind, was machst du hier?«, die Stimme des Soldaten ist dumpf. Ich blicke ihn erschrocken und verstört an. Nach kurzem Zögern antworte ich ihm, dass ich vor den Kämpfen flüchte. Er deutet mir weiterzulaufen. Ich sehe mich um und bemerke, dass ich meine Familie aus den Augen verloren habe. Ich renne weiter den Weg zu Zijads Haus, komme aber nicht weit.

Drei bewaffnete Männer versperren mir den Weg. Auch ihre Gesichter sind mit schwarzen Streifen bemalt. Mit ihren Waffen geben sie mir zu verstehen, dass hier kein Weiterkommen ist und ich umkehren muss. Ich drehe mich um und beginne zu laufen. Nach ein paar Schritten fallen Schüsse. Ich höre das Zischen der Projektile und wie diese neben mir einschlagen. Zsss! Zsss! Zsss! Immer wieder dieses Geräusch neben mir. Auf einmal spüre ich einen stechenden Schmerz in meinem linken Bein, dann einen zweiten. Ich bin getroffen, ich werde jetzt sterben! Mein linkes Bein knickt ein und ich stürze zu Boden. Einfach so, wie gemähtes Gras falle ich um. Instinktiv reiße ich meine Arme nach vorne, um den Sturz ab-

zufedern und komme so auf der linken Körperseite zu liegen. Alles ist taub, nichts mehr zu spüren.

In diesem Moment sehe ich meine Eltern und meine beiden Schwestern. Sie flüchten aus der Richtung unserer Scheune und kommen laufend – Hand in Hand – direkt auf mich zu, nicht wissend, dass der direkte Weg zum Haus versperrt ist. Mein Vater hält meine ältere Schwester an der Hand, meine Mutter meine jüngere. Ich will mich aufraffen, kann aber wegen der Schmerzen nicht. Will ihnen zurufen, doch ich bringe kein Wort über meine Lippen. So bleibe ich am Boden und blicke ihnen entgegen. Die Zeit scheint stillzustehen. Ich kann mein linkes Bein wieder fühlen. Die Schmerzen sind unerträglich. Es sticht und brennt zugleich. Ich spüre, wie das warme Blut am Oberschenkel aus der Wunde tritt, sich einen Weg sucht und sich dann in meiner Hose aufsaugt. Meine Ferse pocht und langsam füllt sich auch mein Schuh mit Blut. Doch ich bin auf meine Familie konzentriert und verdränge die Verletzungen, die Schmerzen und die Gedanken an die Folgen.

Sie haben mich sicher schon hier liegen sehen.

Ich will mich gerade zu erkennen geben, da tauchen die drei Männer in Uniform seitlich von meiner Familie auf. Mit auf sie gerichteten Waffen werden sie zum Stehenbleiben aufgefordert. Vater und Mutter, mit meinen Schwestern an der Hand, bleiben stehen. Es vergehen einige Augenblicke, und ich hoffe innigst, dass die Soldaten sie weiterwinken werden. So wie bei mir beim ersten Mal. »Erschießt sie!«, brüllt eine Stimme.

Nichts passiert.

»Erschießt sie!«, erklingt es ein zweites Mal.

Bitte nicht, geht es mir durch den Kopf. Gott, bitte lasse es nicht zu!

Zittern überfällt meinen ganzen Körper. Die Schmerzen im linken Bein sind verschwunden.

Ich muss das Unausweichliche verhindern.

Thomas Obruča

(*1969 in St. Pölten, Niederösterreich)

Er blickt auf eine 33jährige Karriere als Beamter im österreichischen Bundesministerium für Inneres zurück. Stete Neugierde und seine Bereitschaft, vorgegebene Wege zu verlassen und Herausforderungen anzunehmen, erlaubten ihm bereits in seinen Anfangsjahren, neben der klassischen, uniformierten und kriminalistischen Polizeiarbeit, über die Grenzen hinweg international tätig zu sein.

Diese »Internationalität« in seinem beruflichen Betätigungsfeld begleitet ihn nunmehr seit 18 Jahren. Acht Jahre davon führten ihn nach Bosnien und Herzegowina, wo er im Rahmen zweier UN-Auslandseinsätze des Ministeriums und als Sonderermittler des Kriegsverbrechertribunals für das ehemalige Jugoslawien tätig war. Dieser Zeitraum vor Ort, die Vertrautheit mit dem Land und dessen jüngste Geschichte erlauben es ihm, ein einprägsames und realistisches Bild von diesem Teil Europas zu zeichnen.

Er lebt in Hürm (Niederösterreich), ist verheiratet und Vater von drei Kindern.

www.ahmici.com

Adnan Zec

(*1979 in Travnik, Bosnien-Herzegowina)

Er verbrachte seine Kindheit in Ahmići, bis er im April 1993 von den HVO-Soldaten aus seinem Dorf vertrieben wurde. Nach dem Kriegsende konnte er in sein zerstörtes Haus zurückkehren, schloss die Grundschule in Vitez ab und besuchte später die Sekundarschule in Novi Travnik. Aus Sicherheitsgründen musste er jedoch das Land verlassen.

Nach seiner Ansiedlung in den Niederlanden schloss er die High School im Bereich Verfahrenstechnik ab. Sie bildet derzeit auch sein berufliches Umfeld in den Niederlanden, wo er zusammen mit seiner Familie lebt. Neben seiner beruflichen Tätigkeit engagiert er sich sehr stark in der Freiwilligenarbeit.

Wann immer es möglich ist, besucht er sein Heimatland und hofft, eines Tages wieder in Ahmići leben zu können.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien